

31]

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Aber nein, nicht für Jurgis läuteten die Glocken — das Weihnachtsfest galt nicht für ihn, er zählte einfach nicht mehr mit. Auf ihn kam es nicht an; er wurde beiseite geworfen wie ein Stück Abfall, wie das Gerippe irgend eines Tieres. Es war fürchterlich, fürchterlich! Seine Frau konnte am Verhungern sein, sein Kind am Sterben, seine ganze Familie konnte in der Kälte umkommen, — und dertweile läuteten sie ihr Christfest ein! Und welch ein bitterer Hohn darin lag, — alles das gehörte zu seiner Strafe! Man brachte ihn an einen Ort, wo der Schnee nicht hineindringen konnte, wo die Kälte ihn nicht das Mark in den Knochen erfrieren lassen konnte, — weshalb um's Himmels willen brachten sie nicht seine Familie ins Gefängnis und ließen ihn draußen, wenn er nun doch einmal bestraft werden sollte? Weshalb konnten sie keine bessere Strafmethode für ihn erfinden, als drei schwache Frauen und sechs hilflose Kinder dem Frost und dem Hunger zu überantworten?

Das war ihr Gesetz, das war ihre Gerechtigkeit! Jurgis stand hoch aufgerichtet, bebend vor Zorn, die Hände geballt und die Arme gen Himmel gereckt; seine ganze Seele flammte auf in Haß und Empörung. Zehntausend Flüche über sie und über ihre Gesetze! Ihre Gerechtigkeit! Die war eine Lüge, eine Lüge, eine schenßliche, brutale Lüge, ein Ding so schwarz und hassenstüchtig, daß es nur für eine Welt böser Träume geschaffen schien! Es war alles Betrug und ekelhafter Hohn! Es gab keine Gerechtigkeit, es gab nichts auf der Welt, was auch nur an Recht erinnerte, — es war alles Gewalt und Tyrannei, der Wille und die Macht, beide rücksichtslos und unbeschränkt! Sie hatten ihn mit ihrer Ferse in den Staub getreten, sie hatten sein inneres Wesen verzehrt; sie hatten seinen alten Vater ermordet, sie hatten seine Frau zugrunde gerichtet und zerbrochen, sie hatten seine ganze Familie gedemütigt und ruiniert; und nun sie mit ihm fertig waren, hatten sie keine Verwendung mehr für ihn; und weil er sich gegen sie aufgelehnt hatte, weil er ihnen im Wege war, hatten sie ihm dies angetan! Sie hatten ihn hinter eiserne Gitterstäbe gesetzt, als ob er ein wildes Tier gewesen wäre, ein Ding ohne Sinn und Verstand, ohne Rechte, ohne Zuneigungen, ohne Gefühle. Nein, nicht einmal ein Tier würden sie so behandelt haben, wie sie ihn behandelten! Würde irgendeiner, der auch nur halbwegs bei Sinnen wäre, ein wildes Tier fangen und die Zungen dem sicheren Hungertode überlassen?

Diese Mitternachtsstunden waren verhängnisvoll für Jurgis; in ihnen lag der Keim seiner Auflehnung, seiner Rebellion gegen alle Gesetze und seines Unglaubens. Er war nicht klug genug, um das soziale Verbrechen bis zu seinem fernen Ursprung zurück verfolgen zu können — er konnte nicht sagen, daß es das ist, was die Menschen „System“ nennen, was ihn zu Boden drückte, daß es die Pachherren, seine Herren und Meister, waren, die das Landesgesetz erkaufte hatten und ihm nun von ihrem Richterstuhl aus ihren brutalen Willen als gutes Recht zu fühlen gaben. Er wußte nur, daß ihm Unrecht geschah und daß die Welt ihm Unrecht zugefügt hatte; daß Gesetz und Gesellschaft sich mit all ihren Machtmitteln als seine Feinde erklärt hatten. Und mit jeder Stunde wurde es schwärzer in seiner Seele, mit jeder Stunde regten sich in ihm neue Träume von Rache, von Trost, von wildem, rasendem Haß.

„Gleich gift'gem Kraut die schlimmste Tat  
Blüht auf in Zuchthausluft;  
Und was der Mensch noch Gutes hat,  
Verliert dort Kraft und Duft.  
Der Schmerz bewacht das schwere Tor,  
Verzweiflung hält die Gut davor.“

So schrieb Oskar Wilde in seiner „Ballade vom Zuchthaus zu Reading“:

(Nachdruck verboten.)

„Ich weiß nicht, ob Gesetz gerecht,  
Ob es ein Unrecht doch,  
Wir hier im Zuchthaus wissen nur,  
Daß unsre Mauern hoch,  
Die Höll' zu hehlen tun sie wohl,  
Denn Dinge drin geschehen,  
Die Gottessohn und Menschensohn  
Nicht sollten jemals sehen.“

17.

Um sieben Uhr am nächsten Morgen wurde Jurgis herausgelassen, um sich Wasser zum Aufwaschen seiner Zelle zu holen, — eine Pflicht, die er gewissenhaft erfüllte, während die meisten Gefangenen sie so nachlässig ausübten, daß die Aufseher schließlich einschreiten mußten, weil der Schmutz zu groß wurde. Dann bekam er wieder „duffer and dope“, und nachher gestattete man ihm, sich drei Stunden lang in einem langen Hof mit Zementwänden und Glasdachbewegung zu machen. Hier war es gedrängt voll von Zuchthausbewohnern. An einer Seite des Hofes war die Stelle, wo die Gefangenen Besuche empfangen durften, doch waren sie durch zwei auf Schrittlänge von einander stehende Drahtgitter von ihrem Besuch getrennt, so daß es unmöglich war, den Gefangenen irgend etwas zuzustechen; hier wartete Jurgis voller Angst, aber es kam niemand, um ihn zu sehen.

Bald nach seiner Rückkehr in die Zelle öffnete ein Aufseher die Tür, um einen anderen Gefangenen hereinzulassen. Es war ein schmuder junger Mensch mit hellbraunem Schnurrbart, blauen Augen und einer hübschen Figur. Er nickte Jurgis nachlässig zu, um sich dann, als die Tür sich wieder geschlossen hatte, mit kritischer Miene umzusehen.

„Na, Kam'rad,“ sagte er, als sein Blick abermals auf Jurgis fiel, „Guten Morgen!“

„Guten Morgen,“ sagte Jurgis.

„Rech, gerade zu Weihnachten, was?“ fügte der andere hinzu.

Jurgis nickte.

Der Ankömmling trat auf die Betten zu und beschäftigte die Decken, er löstete die Matratze und ließ sie mit einem Schredensruf fallen. „Herrgott!“ sagte er, „das ist denn doch die aller schlimmste bis jetzt!“

Er blickte wieder zu Jurgis hin. „Sieht aus, als ob diese Nacht keiner drin geschlafen hätte. Konnten's wohl nicht aushalten, was?“

„Ich hatte diese Nacht keine Lust zum Schlafen,“ sagte Jurgis.

„Wann sind Sie hergekommen?“

„Gestern.“

Der andere sah sich nochmals um und räusperte dann die Nase. „Ein ganz verteufler Gestank hier in dem Lokal,“ sagte er. „Was ist das nur?“

„Ich bin es,“ sagte Jurgis.

„Sie?“

„Ja, ich.“

„Haben Sie sich denn nicht waschen müssen?“

„Ja, aber dies wäscht sich nicht ab.“

„Was ist es?“

„Dünger.“

„Dünger? Den Teufel auch, was sind Sie denn?“

„Ich arbeite in den Schlachthöfen, — wenigstens tat ich es bis neulich, es steckt mir in den Kleidern.“

„Das ist mir denn doch neu!“ sagte der andere. „Ich dachte, ich wär schon mit allen Sorten zusammengekommen. Warum sitzen Sie drin?“

„Ich habe meinen Herrn geschlagen.“

„Aha, so liegt die Sache! Was hatte er getan?“

„Er — er hatte mich gemein behandelt.“

„Ich verstehe schon. Sie sind wohl, was man einen redlichen Arbeitsmann nennt?“

„Was sind Sie denn?“ fragte Jurgis.

„Ich?“ Der andere lachte. „Sie nennen mich einen Einbrecher,“ sagte er.

„Ach!“ sagte Jurgis.

„Geldschranke und so was,“ sagte der andere.

„Di!“ sagte Jurgis erstaunt und starrte den Gefährten in scheinbarer Verwunderung an. „Soll das heißen, daß Sie sie aufbrechen, — daß Sie — daß —“

„Ja,“ lachte der andere, „das behaupten die Leute.“  
 Er sah nicht älter aus als zwei- oder dreiundzwanzig, obwohl Jurgis mit der Zeit herausfand, daß er dreißig Jahre alt war. Er sprach wie ein gebildeter Mann, als ob er ein sogenannter Gentleman wäre.

„Sind Sie deswegen hier?“ fragte Jurgis.  
 „Nein,“ sagte der andere. „Ich bin wegen groben Unfugs hier. Sie sind wütend, daß sie keine Beweise finden.“

„Wie heißen Sie?“ fuhr der junge Mensch fort, nachdem beide eine Weile geschwiegen hatten. „Ich heiße Duane, — Jack Duane. Ich habe mehr als ein Dutzend, aber dies ist mein Gesellschaftsname.“ Er setzte sich auf den Boden, lehnte sich an die Wand, kreuzte die Beine und fuhr fort, sich in unbedingtem Ton zu unterhalten; er stand sehr bald mit Jurgis auf ganz freundschaftlichem Fuß, — er war augenscheinlich Weltmann, der es gewohnt war, sich beliebt zu machen, und sich nicht zu erhaben dünkte, um sich mit einem einfachen Arbeiter einzulassen. Er fragte Jurgis aus und wußte bald alles über sein ganzes Leben, — alles, bis auf das eine Unsagbare, und dann erzählte er allerlei aus seinem eigenen Leben. Er erzählte sehr gern Geschichten, aber seine Geschichten zeigten nicht gerade immer von auserlesenem Geschmack. Daß man ihn ins Gefängnis gesteckt hatte, schien seiner Laune keinen Abbruch zu tun; er hatte, wie sich bald herausstellte, schon zweimal „gebrummt“, und er faßte die ganze Sache von der humoristischen Seite auf. Ein Mann, der so viel mit Wein, Weib und aufregenden Berufsarbeiten zu tun hatte, durfte sich schon eine kurze Ruhezeit gönnen.

(Fortsetzung folgt.)

(Rauchdruck verboten.)

## Ein Vergessener.

Von Anton Hendrich.

Als ich noch in die Volksschule ging, hatte ich einen Lehrer, der, wenn einer der Schüler falsch gerechnet hatte, immer sagte: „Nach Adam Riese ist zweimal zwei vier und sechsmal vier vierundzwanzig.“ Wir Kinder wußten zwar nicht, wer dieser Adam Riese war, hielten aber diesen häufig gehörten Satz von dem Adam Riese, oder dem Riesen Adam für einen Scherz des Lehrers und lachten dazu, ohne zu wissen warum. Da ich schon an und für sich keine besondere Liebe zu der sogenannten exakten Wissenschaft, der Mathematik habe, so ging es weit über die zwanziger Jahre hinaus, bis ich so viel wußte, daß dieser Adam Riese in Annaberg in Schlefien bei den dortigen fürstlichen Bergwerken Rechenmeister war und ein großes Buch über das Rechnen geschrieben habe. So gewissermaßen als ausgleichende Gerechtigkeit für meine Mißachtung der Mathematik verfolgte mich nun jahrelang eine wahre Sucht, von diesem Adam Riese mehr zu erfahren. Zuerst gelang es mir, eines seiner Bildnisse, in Albrecht Dürerscher Art gezeichnet, zu verschaffen. Danach muß er ein Nordstern mit einer gewaltigen Nase gewesen sein, von deren Wurzel sich nach der Stirne zu tiefe kritische Falten zogen. Dazu zwei kleine Auglein und ein gewaltiger Bart. Das ganze Gesicht war eine Mischung von Raubritter, Kaufmann und Gelehrten. Später fand ich in einer Bibliothek ein Buch, welches den Titel führte:

„Rechnung nach der Länge, auf den Linien und Feder. Dazu forteil und behendigkeit durch die Proportiones, Practica genannt, Mit gründlichem Unterreich des vitzens. Durch Adam Riesen, im 1550 Jahre. Cum gratia und privilegio Caesario. Gedruckt zu Leipzig durch Jacobum Verwaldt.“ Es ist ein Quartband mit 196 Seiten. Darin war auch das Bildnis dieses fast mythischen Rechners enthalten und noch mehr erfuhr ich aus einem Bericht über die Progymnasial- und Realschulanstalt zu Annaberg aus dem Jahre 1855, worin ein Anstaltslehrer namens Berlet eine sehr sorgfältige Arbeit über Adam Riese geschrieben hat.

Hiernach ist Adam Riese 1492 geboren, aber sein Geburtsort ist unbekannt, jedenfalls nicht Annaberg, da dies erst 1496 gegründet wurde. Wahrscheinlich stammt er aus Staffelstein in Franken. Im Jahre 1522 ließ er zu Erfurt zuerst sein kleines Rechenbuch drucken unter dem Titel: „Rechnung auf der Linien und Federn“, d. h. Rechnung auf einem Rechenbrett mit Zahlpfennigen und Rechnungen und Ziffern. 1525 erschien die zweite Ausgabe mit dem Schlusse: „Datum auff sanct Annaberg, Dienstag nach Martini. Im Jar M.D. XXV.“ Damals lebte Adam Riese also bereits in Annaberg, war Bergbeamter, und zwar von 1528 bis 1530 Rezeßschreiber, als welcher er die geführten Rechnungen zu prüfen, die Extrakte über das Ausbringen der Erze anzufertigen und die geschlossene Ausbeute in ein Buch (Rezeßbuch) einzutragen hatte, darauf von 1530 ab Gegenschreiber, in welcher Stellung er das Gegenbuch zu führen hatte, in welches die Namen der Gewerbe eingetragen wurden, die an den verschiedenen Gruben Auzer (Anteil, Aktien) haben. Neben seinem Amte hielt Adam Riese (um 1532) eine Privatschule, in welcher er seine Rechenkunst lehrte, Riese starb 1559, Seine Söhne Abraham und Jakob Riese

waren als Rechenmeister nicht minder bekannt, namentlich stand der erstere in großem Ansehen und auch dessen Söhne Heinrich und Karl Riese erhielten den Ruf ihres Großvaters aufrecht.

Berlet widerlegt in seiner interessanten Arbeit noch ein mit Adam Riese in Beziehung gebrachtes Gerücht, nämlich, daß er der Zweifler an der Auferstehung gewesen, zu dessen Bekehrung die berühmte Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg gepflanzt worden.

Die Bedeutung von Adam Riese für die praktische Rechnung, besonders in Geschäftsangelegenheiten, wird durch eine hübsche Arbeit von Dr. R. Seman klar.

Durch die Römer war das bei ihnen gebräuchliche Zahlensystem, nach welchem bestimmte Buchstaben eine bestimmte Menge von Einheiten bezeichnen, ohne ihren Wert mit ihrer Stelle zu ändern, auch zu den Völkern gekommen, die sie durch die Macht ihrer Waffen nicht nur ihrer Herrschaft unterwarfen, sondern denen sie auch ihre Sprache aufdrängten. Auch nach Deutschland kam durch die Verhältnisse, in welchen dies zu dem Frankenreiche stand, und durch Einführung des Christentums, wenn auch nur zunächst in die Kirchen, die lateinische Sprache und mit dieser das römische Zahlensystem. Nach diesem Zahlensystem wird z. B. die Jahreszahl 1864 geschrieben: MDCCCLXIV, wie wir nach unserer jetzigen Methode die Additionsaufgabe: 1000 und 500 und 100 und 100 und 50 und 10 und 1 und 1 und 1 schreiben würden.

Die Rechnung mit so geschriebenen Zahlen war eine äußerst umständliche.

Nun ging von den Arabern nach ihrem Eindringen in die Pyrenäische Halbinsel ein gewaltiger Einfluß auf den Westen Europas aus. Zunächst lernte man durch sie die mathematischen und astronomischen Werke der Griechen in lateinischen Uebersetzungen kennen und nebenbei fand das sogenannte arabische, eigentlich indische Zahlensystem allmählich Eingang. Zuerst — so scheint es — erhielten wir um 980 von diesem Zahlensysteme, nach welchem durch eine sinnreiche Verwendung des Stellenwertes mit wenig Ziffern alle Zahlen auf einfache Weise geschrieben und die Rechnung außerordentlich erleichtert wird, Kenntnis durch Gerbert, der in Spanien bei den Arabern erste Studien gemacht hatte, später (999), als Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Es dauerte indessen einige Jahrhunderte, ehe das neue Zahlensystem neben dem alten zur Geltung kam.

Im Jahre 1202 erschien eine Abacus (das Rechenbrett) betitelt Schrift des Leonardus Pisanus. Der Verfasser erzählt, daß sein Vater, ein Handelsmann, der größere Reisen durch Aegypten, Syrien, Griechenland und Sizilien usw. gemacht, dabei die verschiedenen Rechnungsmethoden dieser Länder kennen gelernt und sich überzeugt hatte, daß die arabische oder indische Methode vor allen anderen den Vorzug verdiene, ihn in der Kunst des Rechenbretts unterrichtet habe. Deshalb wolle er die Sache so deutlich als möglich vortragen. Dies geschieht in der angeführten Schrift und dabei setzt er nicht nur klar und deutlich auseinander, wie diese Methode anzuwenden, sondern auch, wie der Uebergang von den bestehenden Verhältnissen zu der neuen Rechnungsweise zu bewirken sei.

Die Veränderung machte nur langsame Fortschritte, namentlich drang das arabische Zahlensystem bei den mangelhaften Schuleinrichtungen nur allmählich in das Volk. Wer Rechnungen auszuführen hatte, bei denen eine Reduktion notwendig wurde, bei denen z. B. Pfennige in Groschen oder diese in Taler oder Gulden umzuwandeln waren, bediente sich eines Rechenbrettes mit Zahlpfennigen. Dies ist nach Adam Riese die sogenannte „Rechnung auf den Lihnen“; „die Rechnung auf der Feder“, d. h. die jetzt gewöhnliche Rechnungsmethode mit arabischen Ziffern war nur wenigen bekannt, geschweige geläufig. Die Rechnungen in den Randanturen und bei dem Stassenwesen überhaupt wurden zu Adam Riese's Zeiten noch mit römischen Zahlzeichen ausgeführt. Die älteste Urkunde, in welcher sich mit arabischen Ziffern geschriebene Zahlen befinden, soll vom Jahre 1527 sein.

Adam Riese's Hauptverdienst besteht nun darin, daß er die Rechnung auf Brett und der Feder bei uns zu einem Allgemeingut gemacht hat.

Zu der Rechnung auf der Linie gehört bei Riese ein Rechenbrett, welches in einer viereckigen, durch Linien in Fächer eingeteilten Tafel bestand. Ein Rechenbrett für Geldrechnungen, bei denen es sich z. B. um Pfennige, Silbergroschen und Taler handeln würde, brauchte nur drei von oben nach unten laufende Reihen von Abteilungen zu haben. Diese Abteilungen hießen Vanfiere und wurden durch von links nach rechts gezogene Linien in Fächer geteilt, deren um so mehr nötig waren, um je größere Summen es sich handelte.

Wein Abbieren stimmt Riese mit unserer jetzigen Rechnungsweise überein.

Bei dem Subtrahieren wird beim sogenannten Vorgen anders verfahren. Riese subtrahiert dann von 10 und addiert den Rest zu der zu kleinen Ziffer des Minuenden, er sagt aber nicht, daß dadurch die nächsthöhere Stelle des Minuenden um eine Einheit vermindert sei, sondern vermehrt die nächstfolgende Stelle des Subtrahenden um eine Einheit.

Bei dem Multiplizieren werden vier verschiedene Arten durchgeführt, von denen die dritte die jetzt gewöhnliche ist.

Bei dem Dividieren wird das jedesmal zu subtrahierende Produkt nicht hingeschrieben.

Das war also Adam Riese, der Rechenmeister des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Was mir mancher niederer und höherer Schulmeister an Geschmac an der Mathematik genommen, das hat mir der alte Adam Riese, der ein heiterer Kopf gewesen sein muß, wieder gebracht in seinem Büchlein über die Rechenkunst. Dort kommt auch ein jeder, Christ oder Heide, auf seine richtige Rechnung und wird nicht von den schauerlichen Phantastien der höheren Mathematik, wo sich z. B. die Parallelen im Unendlichen schneiden, mitgerissen. Darum habe ich diesen alten Kauz lieb gewonnen, und als jüngst einer meiner Buben nach Hause kam mit der Frage, was denn der Adam Riese sei, weil der Lehrer ihn wegen einer falschen Rechnung ausgelacht und gesagt habe: „das heißt nach Adam Riese“ — — — (weiter kam der Bub nicht, weil er zu heulen anfangt), da beschloß ich, es wenigstens einem Teil der Väter unserer Volksschüler zu sagen, wo dieser oft genannte und doch vergessene Mann eigentlich war. Was hiermit geschieht.

## Kleines feuilleton.

st. Friedrich „der Große“ über seine Ehe. — Während des Brautstandes mit der ihm von seinem Vater aufgezwungenen Heirat mit der Prinzessin Elisabeth-Christine von Braunschweig-Bevern schrieb der zwanzigjährige nachmalige Friedrich II. am 4. September 1731 an den bekannten General v. Grumbkow einen im 72. Band der von H. Koser herausgegebenen Veröffentlichungen aus den Staatsarchiven enthaltenen Brief, worin folgende Stellen vorkommen: „Man will mich durch Stodtschläge verliebt machen; aber zum Unglück habe ich nicht die Natur der Fisel, und ich fürchte sehr, man wird auf diese Weise bei mir nichts ausrichten. (Der König hatte dem Kronprinzen Vorwürfe gemacht, weil er nicht oft genug an seine Braut schrieb.) Man sollte sich doch nur ein wenig daran erinnern, daß man mir diese Ehe nolens volens proponiert hat und daß ihr Preis meine Freiheit gewesen ist! Aber ich glaube, daß das die Frauenzimmer, die würdige Frau Herzogin, mir diesen Poffen spielt. . . . Ich wünsche von Grund meiner Seele, daß sie der Teufel frassieren möge! Ich will nicht hoffen, daß der König sich in meine Angelegenheit mischen wird, wenn ich verheiratet sein werde. Die Heirat macht majorem, und sobald ich es bin, bin ich der unumschränkte Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts zu befehlen; denn nie und nirgend auf der Welt darf eine Frau das Regiment führen. Ein Mann, der sich durch Weiber regieren läßt, ist für mich der größte Majon. Ich verheirate mich als galanter Mann, das heißt, ich lasse die Madame handeln, wie es ihr gut dünkt, und ich für mein Teil tue auch was mir gefällt, und es lebe die Freiheit! . . . Sie werden mir zugeben, daß Gewalt und Liebe zwei grundverschiedene Dinge sind und daß die Liebe sich niemals erzwingen läßt. Ich liebe das Geschlecht, aber meine Liebe ist sehr unbeständig: ich will sie nur zum Genuß, und dann verachte ich sie. Urteilen Sie nun, ob ich von dem Holze bin, aus welchem man gute Ehemänner schnitt! Ich werde rasend bei dem Gedanken, einer werden zu müssen, aber ich mache aus der Not eine Tugend. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheiraten; aber hernach ist die Geschichte auch fertig, und Guten Tag, Madame, und guten Weg!“

## Theater.

Schiller-Theater O. „Die Verchwörung des Fiesko zu Genua.“ Ein republikanisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller. Das Schiller-Theater feierte den Geburtstag des großen Mannes, nach dem es sich benennt, durch eine Aufführung des „Fiesko“. Es war ein Akt der Pietät, dies Jugendstück, das aus dem Kreise aller Schiller-Dramen am seltensten gespielt, im Bühnenbilde von neuem zu vergegenwärtigen. Pietätvoll, mit rauschendem Beifall, der dem Gedächtnisse des Dichters galt, folgte die das Haus bis auf den letzten Platz erfüllende Zuschauermenge. Schließlich aber bestätigte das Experiment doch wieder nur, daß die Bedingungen einer unmittelbar lebendigen Theaterwirkung in diesem Werke nicht gegeben sind, daß auch eine von allen hier mit unterlaufenden Unvollkommenheiten des Spiels geläuterte Darstellung den fehlenden Kontakt nicht würdig herstellen können. Dem Freiheitspathos des „republikanischen Trauerspiels“ fehlt die feurige Empfindung, die in den beiden anderen revolutionären Jugenddramen, in den „Mäubern“ und in „Kabale und Liebe“ loht, es fehlt die Wucht ergreifender sich steigender Kontraste, die rhythmische Bewegung in dem Fortgang. Was Schiller in dem Vortwort zum „Fiesko“ als sein Ziel bezeichnet, „die kalte unfruchtbare Staatsaktion aus dem menschlichen Herzen hinauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen . . . von der erkunderischen Intrige Situationen für die Menschheit zu entleeren“ — ist nicht erreicht. Die Intrige zerplittert sich in ein Gewir von Kreuz- und Quersügen und überwuchert mit ermüdendem Detail den inneren Konflikt, dessen bedeutsame Ausgestaltung der früheren Handlung allein Gehalt und Einheit hätte leihen können. Viel zu lange gibt sich dieser Fiesko als Gemü-

sch, als ein von reinpersönlichem Machstreben geleiteter Verschwörer, als daß man dann dem plötzlichen Erwachen seines republikanischer Gewissens Glauben beimessen, den Zwiespalt zwischen politischem Ehrgeiz und politischem Idealismus für mehr denn ein aufgebautes Spiel mit Worten zu halten vermöchte. Es ist ein rasch und eindrucklos in dem Geräusch der Haupt- und Staatsaktion vorüberhuschendes Moment. Und das Genuesische Republikanertum selbst, durch die anderen Verschworenen. Verrina an der Spitze, repräsentiert, erweckt nicht größere Anteilnahme, als der Scheinkonflikt in des Helden Brust. Der Glanz, den dieses Stichwort Republik in des jungen Schiller von der römisch-griechischen Ueberlieferung, den Erzählungen Plutarchs bewegter Phantasie umschwebte, ist verblaßt; es deckt so viele grundverschiedene Zustände, daß es so ohne weitere Bestimmtheit als Lösung ausgesprochen, wie hier im Stücke, keine klare Vorstellung und keinen Nachhall des Gefühls erzeugt. Nur weil der Dichter den Gemeiner Aristokraten Verrina über die Art des Regiments, die er als „Republik“ erstrebt, beharrlich schweigen läßt, konnte er ihn zum Vertreter eines höheren politischen Prinzips erheben. Und dies Abstrakte schmälert selbstverständlich den Eindruck dieser im übrigen markantesten Gestalt. Den Frauen fällt im Stück die unglücklichste Rolle zu. Sie alle sind bar jedes eigenen Naturtautes, nur Mundstücke einer überhügten strudelnden Rhetorik. Die hochmütige Imperiali, mit der Fiesko spielt, um durch die Maske des sorglosen Don Juan den Argwohn, daß er geheime Anschläge vorbereite, von sich abzuwenden. Leonore, seine sanfte edelmütige Gemahlin, die im letzten Akt plötzlich auf die Straße ins Getümmel der Kämpfenden eilt, sich in den Mantel des getöteten Doria hüllt, um dann in der Verkleidung von ihrem eigenen Manne niedergestochen zu werden, — endlich Verrinas von Doria enteehrte Tochter, die der Vater, bis sie gerächt sein wird, ins unterste Gewölbe des Hauses verbannt, wo sie „winzeln, heulen, die Zeit mit ihrem Gramme lähmen.“ Qualen wie das „gichterische Wälzen des sterbenden Burmes“ erdulden soll.

Herr Richard Wirth war ein Fiesko von gutem Durchschmittschlag, der mit beschränkten äußeren Mitteln klug zu schalten wußte. Die Rollen der Verrina, Bourgognino, Andreas Doria fanden in den Herren Pategg, Pächke und Treu tüchtige Vertreter. Andere Vertreter ließen manches zu wünschen übrig. In der ganzen Vorstellung sprach sich rebellisches Bemühen aus. dt.

Märchenspiele. Zu den Vorboten der Weihnachtszeit gehören in Berlin auch Theateraufführungen für Kinder, meist mit Beziehung auf das Fest und mit so viel Musik, wie man sich dabei eben leisten will. Diesmal hörten wir am vergangenen Sonntagabend im Lorzing-Theater das Märchenstück mit Gesang und Tanz in 4 Bildern und einem Vorspiel (Der Weihnachtsengel), betitelt: „Nottlappchen“. Außerdem wird im Zentral-Theater seit einiger Zeit gleichfalls ein Märchen für Kinder gespielt: „Prinzesschen Reugier“. Bei diesem ist der Text von E. Pohl, anscheinend ohne eine Vorlage; bei jenem nach der bekannten Grimmschen Vorlage von D. Will. Die Musik stammt beim „Prinzesschen“ von S. Moriz, beim „Nottlappchen“ von E. Biepe. Dort wohl die reichhaltigere Komposition, wenigstens nach der thematischen Seite; hier ein bemerkenswertes Bemühen, durch Klangfarben zu wirken.

Im übrigen ist ein Eingehen auf Einzelheiten weniger wichtig als noch ein paar Worte über die allgemeine Seite der Sache. Aus den vielen Erörterungen meist unseliger Art über die ebenfalls meist unselige Kunst im Leben des Kindes haben wir kurz folgendes Ergebnis gewonnen. Es ist schwerlich viel dagegen, wohl aber viel dafür zu sagen, daß man den Kindern künstlerische Eindrücke bietet, und zwar gerade auch solche vom Theater. Nur läßt man die Sache besser ganz bleiben, als daß man sie falsch anfängt. Auf falschen Wegen befindet man sich, wenn von den Anforderungen an künstlerische Qualität auch nur das geringste nachgelassen wird, oder aber die Kinder über ihre Höhe des Verständnisses hinausgerissen werden. Beide Mißgriffe ergeben sich auch dadurch, daß den Kindern statt möglichst einfacher, elementarer, charakteristisch scharf gezeichneter Züge ein zu reichliches Vielerlei dargeboten wird.

Die beiden hier zu kennzeichnenden Aufführungen und in der Regel auch andere dieser Art enthalten gewiß einen großen Aufwand von lobenswerten Bemühungen. Allein sie bemühen sich meistens wieder um zu vielerlei. Was nur gerade erreichbar ist, wird heispelweise in den Rahmen der Erzählung vom Nottlappchen hineingepropft. Und schließlich weiß man nicht: soll der Kunst oder Erholung oder Unterhaltung oder was sonst oder alles zusammen sein? Sodann fehlt es doch etwas sehr an der künstlerischen Qualität. Die Darstellenden sind größtenteils Anfänger oder Amateure oder dergleichen; sie spielen, was die Gebärden Sprache betrifft, mit Eifer, allerdings auch mit dem in solchen Fällen naheliegenden Uebersieher, sprechen aber allermeistens so ungeschult, daß selbst das Hören erschwert wird. (Im Lorzing-Theater machte davon besonders Grete Neumann eine Ausnahme, und Franziska Grebe spielte nicht übel.) Endlich das Publikum: die Kinder im ganzen mit mehr Kunstverständnis lauschend, als ihre erwachsenen Begleiter!

## Medizinisches.

Die Veriberikrankheit in Japan. Während des russisch-japanischen Krieges lieferte die Veriberikrankheit den größten Prozentsatz unter den im japanischen Heer vorkommenden Krankheiten. Sowohl dieses Mal als zur Zeit des chinesisch-

japanischen Kriegeres litten etwa ein Viertel der im Hospital aufgenommenen kranken Soldaten an Beriberi. Der japanische Oberstabsarzt Schimose gibt an, daß im letzteren Kriege die Sterblichkeit an Beriberi 15mal größer war als die an Verletzungen; wie sich das Verhältnis im russisch-japanischen Kriege gestaltete, ist noch nicht festgestellt. Nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden ist Beriberi diejenige Krankheit, die in Japan die meisten Opfer fordert, und es ist daher sehr natürlich, daß die japanischen Aerzte gerade dieser Seuche ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden. In dem Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene ist jetzt eine zusammenfassende Darstellung der von Professor Minro in Tokio im russisch-japanischen Krieg gesammelten Erfahrungen über Beriberi veröffentlicht worden. In erster Reihe geht daraus hervor, daß der wahre Erreger dieser Krankheit noch nicht gefunden ist. Da man den Verdacht hegte, daß die Nahrung bei den Erkrankungen an Beriberi eine Rolle spielte, hat man es an einschlägigen Ernährungsversuchen nicht fehlen lassen, es stellte sich aber heraus, daß die Ab- und Zunahme der Beriberierkrankungen im wesentlichen von der Jahreszeit und von der allgemeinen Körperverfassung der Soldaten abhängig war. Mit jeder Anstrengung bei geschwächtem Körper nahm die Zahl der Beriberi-Franken zu. Der Nasenunterschied spielt in bezug auf die Disposition zu Beriberi eine große Rolle, denn unter den zahlreichen russischen Gefangenen wurde kein einziger Beriberifall beobachtet. Durch längeren Transport verschlimmert sich die Krankheit, im Gebirge aber tritt in den meisten Fällen eine schnelle Besserung ein.

### Ethnographisches.

Zwei Jahre unter den Kannibalen Neu-Guineas. Unter diesem Titel veröffentlicht der englische Naturforscher A. Pratt ein interessantes Buch, in dem er über seine Forschungsreisen in den noch kaum bekannten Gegenden Neu-Guineas berichtet. Er hat in diesem Neuland der Naturforschung zwei Jahre hindurch den Vögeln, Schmetterlingen und anderem ähnlichen Geleier nachgeforscht und ist in dieser friedlichen Beschäftigung in enge Verührung mit den Menschenfressern gekommen, die hier noch fern von aller Kultur ihr Leben führen. Schöne Sammlungen hat er zusammengebracht. Aber am meisten interessieren uns doch die Erfahrungen, die er mit den Einwohnern machte, und die interessantesten Schilderungen, die er allenthalben von diesen Wilden entwirft. Sein einziger weißer Gefährte während der Reise war sein sechszehn Jahre alter Sohn, zugleich seine Hauptstütze in allen Geschäften des Fangens und Sammelns, wozu sich die Eingeborenen nur wenig eigneten. Immerhin kamen die Wilden dem Forscher freundlich entgegen, wenngleich sie ihm freilich oft jede Hilfe verweigerten, deren er für den Transport seiner ausgedehnten Sammlungen so notwendig bedurfte. Dazu kamen die Anstrengungen und Mühen, die das Wandern durch die bergige Landschaft mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs bereitete, die mannigfaltigen unangenehmen Lebereschungen beim Lagern in der tropischen Waldesnacht, in der sich ein tausendfältiges Leben bisweilen recht unangenehm regte und der nicht selten eintretende Mangel an gesunder und kräftiger Nahrung. Ein wahres Glück war es für Pratt, daß der mächtigste Mann jener wilden Gegenden, der Häuptling der Epa, Mabai, die Sonne seiner Guld über ihn leuchten ließ und ihn mit allen Mitteln unterstützte. Dieser Mann, der als der mächtigste Zauberer und Herr der Erde bei seinen Untertanen das höchste Ansehen genießt, „überschattete mich mit seiner Günst“, so schreibt der Forscher, „und befahl in allen feinen Dörfern an, „für Partii zu arbeiten“; so versuchten nämlich die Epalente meinen Namen auszusprechen. Allein dadurch wurden mir bereitwillig die Kräfte zur Verfügung gestellt, deren ich zu meinem Marsch in das Innere bedurfte, und so bewerkstelligte ich denn meine Reise, ich möchte fast sagen, auf den Schultern der Epamänner, -Frauen und -Kinder. Der Häuptling selbst nahm eine Riste auf seine Schulter, ohne sich damit etwas von seiner Würde zu vergeben und ließ sich nachher eben so majestätisch meine Geschenke gefallen.“

Die Stämme, die Pratt besuchte, weisen ganz verschiedenartige Rassenmerkmale auf und auch ihre Sprache ist außerordentlich verschieden, so daß Dörfer, die ganz nahe beieinander liegen, eine völlig von einander abweichende Mundart aufweisen. Pratt mußte den Plan, auch in Holländisch-Neu-Guinea seinen Forschungen nachzugehen, aufgeben, weil die Tugeri, ein grausamer Stamm von Kopfsägern, ihn feindlich empfingen. Diese furchtbaren und blutgierigen Wilden, die das Kopfab schneiden mit größter Geschicklichkeit und Sorgfalt betreiben, bedienen sich dazu eines Bambusmessers, das einfach aus einem von dem Stamm abgelegten Stück Rohr besteht und „eine natürliche Schneide so scharf wie der feinste Stahl liefert“. War es unter diesen Umständen dem Naturforscher nicht geheuer, nach einem ersten Refektor noch weitere Beziehungen mit den Tugeri anzuknüpfen, so besann er doch, auch bei ihnen trotz ihrer Wildheit primitive Ansätze von Höflichkeit gefunden zu haben, „da es bei ihnen Sitte ist, den Fremden ihre eigenen Frauen zur Verfügung zu stellen“. Einer der interessantesten Stämme ist das Volk von Hanuababa, ein gefälliger und nicht ungeschöner Stamm, dessen Frauen sich durch wunderbare Töpferarbeiten auszeichnen. Sie leben in Grasshütten mit Strohdächern, die auf einem Unterbau von Pfählen 16 bis

20 Fuß hoch in der Luft oder auch über dem Wasser errichtet werden. Die Männer sind vorzügliche Seeleute und treiben mit den von ihren Frauen gefertigten Töpferwaren einen ausgedehnten und gefährlichen Handel. Mit ihren langen schmalen Kanoes fahren sie in einer kleinen Flottille über das Meer, um die zerbrechlichen Kostbarkeiten, die sie in ihren Kähnen mit sich führen, an fremde Stämme zu verhandeln. Bevor sie abfahren, finden große Festlichkeiten statt. Die Frauen des Dorfes legen ihre weiten Grass Röcke an, unwinden sich gegenseitig über und über mit Girlanden und drehen sich in wilden wirbelnden Tänzen. Dazu singen sie die leidenschaftlichen mahnenden Lieder, die sich so zahlreich bei den Wilden der Neu-Guineischen Küste vorfinden, und stärken sich in dem atemlosen Taumel ihres Reigens mit Speise und berauschemdendem Trank. So lange die Händler unterwegs sind, herrscht in Hanuababa Trauer und Stille. Die Frauen verrichten traurig ihr Dasein und schliefen sich des Nachts in den einsamen Hütten ein, bis endlich ein Freudentag die Rückkehr der Männer verkündet und ein neues Fest anhebt.“ Besonders ist dem Forscher die große musikalische Begabung bei vielen dieser Wilden aufgefallen, die zum großen Teil klangreiche und klare Stimmen besitzen und ein sehr feines Gehör haben. Es ist bei ihnen ein merkwürdiges System mannigfacher Ause und Schreie ausgebildet, durch die sie sich mit ihren weit hin schallenden Stimmen allerlei Nachrichten übermitteln, „eine Art drahtlose Telegraphie der Wildnis“. Ein solch bedeutungsvoller Klang, der etwas ganz Bestimmtes besagen will und gegen andere genau abgestimmt ist, geht hell durch die reine Luft und hallt von Dorf zu Dorf, von Fels zu Fels, weiter. Als eine besondere Merkwürdigkeit hat sich Pratt ein von Spinnen gewebtes Fischnetz gemerkt, das die Eingeborenen von Baley gebrauchen. „Etwa haselnußgroße Spinnen mit behaarten schwarzbraunen Weinen weben in den Wäldern dieses Gebietes große starke Gewebe, die ziemlich dauerhaft sind und eine große Widerstandskraft besitzen. Die Eingeborenen machen sich den Fleiß dieser Tier zunutze und stützen die Gewebe mit langen Bambusstöcken; dann nehmen sie sie herab und gebrauchen sie nun als Netze beim Fischen, ohne daß das Wasser oder die Fische sie irgendwie verlegen könnten.“

### Humoristisches.

— Dem Verdienste seine Krone. Der König von Norwegen überreicht dem Hauptmann von Røpenid den Friedenspreis der Nobelstiftung, weil es ihm in unübertrefflicher Weise gelungen ist, den Militarismus lächerlich zu machen.

— Die Dankadresse. — Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister, haben es fertig gebracht, daß der Name Røpenid weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden ist. Ihnen ist es gelungen, die Blicke der ganzen Welt auf uns zu lenken. Sie haben von neuem das schöne Dichtervort wahr gemacht: In der Beschränktheit zeigt sich erst der Bürgermeister!

— Das Verhör. „Ist denn euch verdammten Schafsklöppen gar nicht aufgefallen an dem falschen Hauptmann?“ — „Zu Befehl, Herr Major, es ist uns aufgefallen, daß er so anständig war. Er hat nicht einmal geschimpft.“

— Die Tochter des Bürgermeisters. „Ich bin nur froh, daß der Hauptmann nicht um meine Hand angehalten hat.“ (Røpenid-Nummer des „Simplizissimus“.)

### Notizen.

— Im Neuen Schauspielhause am Rollendorplatz findet am 18. November die Erstaufführung von Max Dreyers „Hochzeitsfadel“ statt.

— Am 22. November beginnt Frau Cäcilie Schmidlung eine Reihe rezitatorischer Vortragsabende im Kunstsalon Paul Cassirer mit Volks- und Kunstballaden heimischen und fremden Ursprungs. Dr. Max Runge wird den Abend mit einem Vortrag über die Ballade einleiten.

— Georg v. Dmyt das Gesellschaftsstück „Gräfin Sophie“ erwties sich im Hamburger Thalia-Theater als bühnenunwirksam.

— „Strandrecht“, eine dreitägige Oper von Frau Smyth, wurde im Leipziger Stadttheater freundlich aufgenommen.

— Ein neuer Roman von Upton Sinclair wird binnen kurzem unter dem Titel „Der Industriebaron“ gleichzeitig englisch, deutsch und in 12 weiteren Sprachen erscheinen. Der Roman schildert die amerikanische Plutokratie, zeigt, wie sie Geld macht und wozu sie Geld verwendet. Es ist ein Anklagebuch wie „Der Sumpf“.

— Für Wolf Menzels Chodowiecki-Bild hat die Berliner Nationalgalerie 75 000 M. Der Verein Berliner Künstler, dem das Bild gehört, hat aber noch nicht den Zuschlag erteilt.

— Die äußeren Höfe und Räume der Wartburg in Eisenach werden auf großherzogliche Anordnung hin wieder unentgeltlich für den Besuch geöffnet. Der Schacher ist also für diesmal noch verhindert.

— In Paris fand ohne weiteren Erfolg ein internationaler Kongreß zur Schaffung von Arbeitergärten statt.